

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 7: del Cassé's

Artikel: Eine Geschichte von dem Abenzerrajen und der schönen Jarifa
Autor: Weyl, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GESCHICHTE VON DEM ABENZERRAJEN UND DER SCHÖNEN JARIFA

Aus dem *Inventario* des Antonio de Villegas.

In Spanien entstanden im 16. Jahrhundert drei Prosawerke, die sich mit dem Leben der andalusischen Mauren im gewesenen Königreich Granada und ihren Beziehungen zum christlichen Hof von Kastilien befassen. Es geht aus ihnen hervor, dass damals Christen und Muselmanen unter denselben ritterlichen Sitten- und Ehrengesetzen lebten und in den Kampf zogen wie zum Turnier mit einem bewunderten Gegner. Das Umfangreichste, das bis in die Neuzeit hinein allen Geschichten von tapferen Mohren und schönen Mohrinnen den Stoff lieferte, ist die historische Novelle des Ginés Perez de Hita *Guerras civiles de Granada*, deren erster Teil, die *Historia de los bandos de los Zegries y Abenzerrajes* der Inselverlag deutsch publizierte. Ein wenig salzlos ist die Novelle von *Osmín und Daraja*, die in den berühmten Spitzbubenroman des Mateo Aleman *Guzmán de Alfarache* eingeschoben ist.

Die dritte dieser Granadiner Erzählungen endlich ist die Geschichte des Abenzerrajen und der schönen Jarifa. Fast gleichlautend wie in dem *Inventario* des Antonio de Villegas (gedruckt 1565 in Medina del Campo) und wahrscheinlich aus ihm abgeschrieben, taucht sie in der ersten posthumen Ausgabe der *Diana* des Yorge de Montemayor als eingesprengte Erzählung auf. Doch ist auch Villegas nicht der legitime Autor. Hinter beiden Fassungen steht eine ältere in einem äußerst raren Bändchen ohne Angabe von Druckort und -zeit, das sich als Neuausgabe von einem „Stück der Chronik des berühmten Infanten Don Fernando“ bezeichnet, „dessen, der Antequera eroberte“, und mit dem Text des Villegas weitgehend übereinstimmen soll. Es liegt darum die Annahme nahe, dass eine Prosafassung des liebenswürdigen Stoffes bis in die Zeit von Isabella und Ferdinand hinaufreicht; allerdings kann sie aus inneren Gründen nicht vor 1483 angesetzt werden. — Von den späteren Bearbeitungen des Stoffes ist die erwähnenswerteste Lope de Vegas Komödie *Hilfe in der Not, El remedio en la desdicha*.

Aber selbst Lope reicht nicht heran an den ersten unbekanntem Verfasser der Novelle — seine flüssigen Verse nicht an dessen kindlich lautere Sprache ohne Schmuck und Umschweif, die immer das Herz auf dem rechten Fleck hat; seine lineare Handlungsführung nicht an die reizvoll verschachtelte Erzählung hier; und sehr zu ihrem Nachteil nahm er Jarifa ihre schalkhafte Lebensklugheit. — Gallardo, derselbe, der die alte Chronik in der Bibliothek zu Medinaceli entdeckte, schrieb an den Rand seines Exemplars vom *Inventario*, dort wo die Geschichte des Abenzerrajen beginnt: *Esto parece que está escrito con pluma del ala de algun angel, dies ist, als sei es mit einer Feder aus dem Gefieder eines Engels geschrieben.*

Zur Zeit des Infanten Don Fernando, dessen, der Antequera eroberte, lebte ein Ritter, so erzählt die Geschichte, namens Rodrigo de Narvaez, den Tugend und Tapferkeit auszeichneten. Im Felde gegen die Mohren verrichtete er gewaltige Taten, und besonders bei jener kriegerischen Unternehmung gegen Antequera vollbrachte er, was dauernden Gedächtnisses wert gewesen wäre, wenn nicht unser liebes Spanien den Heldenmut, da er hierzulande natürlich und alltäglich ist, so gering achtete, dass ihm, was auch geschieht, wenig scheint — anders als den Römern und Griechen, die in ihren Schriften einen Mann, wenn er sich nur einmal im Leben dem Tod aussetzte, unter die Unsterblichen und zu den Sternen erhoben.

Unser Ritter also war so eifrig im Dienst für seinen Glauben und König, dass dieser ihn, wie die Stadt genommen war, zu ihrem Alkalden machte, damit er sich ihre Verteidigung ebenso angelegen sein ließe wie ihre Eroberung. Auch machte er ihn zum Alkalden von Alora, so dass er in beiden Festungen amtierte und, seine Zeit zwischen beiden einteilend, immer dorthin eilte, wo er am nötigsten schien. Gewöhnlich wohnte er in Alora, und dort standen ihm

auch im Solde des Königs für die Verteidigung und Sicherheit der Burg fünfzig adelige Knappen zu seiner Verfügung, deren Zahl, ähnlich den „Unsterblichen“ des Königs Darius, nie abnahm; denn starb einer, so ersetzte ihn ein anderer. Sie alle stärkte das Vertrauen in die Tapferkeit ihres Anführers, also dass kein Unternehmen ihnen schwierig erschien und sie unermüdlich waren, ihre Feinde zu reizen und abzuwehren. Aus allen Scharmützeln, in die sie sich einließen, gingen sie siegreich hervor, und daraus erwuchs ihnen Ehre und Nutzen, woran sie nie Mangel litten.

An einem friedlichen Abend nun, das Nachessen war eben beendet, sprach der Alkalde zu ihnen allen folgende Worte: „Mir scheint, meine Brüder und ritterlichen Herren, dass nichts der Menschen Herzen so munter macht wie ununterbrochene Übung in den Waffen; denn so lernt man die eigenen führen und fremde nicht fürchten. Auch brauche ich euch dafür keine entlegenen Zeugen anzuführen, denn Ihr selber seid die besten Beweise. Ich sage dies, weil viele Tage vergangen sind, in denen wir mit keiner Tat den Klang unserer Namen erhöhten, und ich doch über mich und mein Amt schlechte Rechen-schaft ablegen müsste, wenn ich mit der Verantwortung für so tüchtiges Ge-sinde und tapfere Gefährten die Zeit vergebens verstreichen ließe. Mich dünkt, bei der einladenden Klarheit und Sicherheit dieser Nacht wäre es gut, wenn wir unsern Feinden zu verstehen gäben, dass die Tapferen von Alora nicht schlafen. Meinen Willen kennt Ihr; geschehe nun, was euch beliebt“. Er möge befehlen, antworteten sie, dass alle ihm folgten. Er wählte neun von ihnen und ließ sie bewaffnen. Und als sie bewaffnet waren, verließen sie die Burg durch ein geheimes Tor, damit sie nicht gesehen wurden und die Festung wohlverwahrt blieb.

Wie sie ihre Straße fürbaß zogen, kamen sie an einen Kreuzweg. Der Alkalde sprach: „Gehen wir alle hier weiter, so kann es geschehen, dass uns das Wild dort entschlüpft. Ihr fünf geht nach einer Seite, ich mit diesen vier will nach der andern gehen; und trifft ein Haufe auf Feinde, deren Zahl er nicht gewachsen ist, soll einer ins Horn stoßen, und auf dies Zeichen werden ihm die andern zu Hilfe eilen“. So zogen die fünf Knappen ihres Wegs und sprachen von diesem und jenem. Da sagte einer von ihnen: „Still Kameraden! Ich täusche mich, oder es kommt jemand“. Sie versteckten sich im Gehölz, das sich neben dem Weg hinzog, und alle hörten jetzt das Geräusch. Als sie scharf ausblickten, sahen sie aus der Richtung, in der sie gingen, einen edlen Mohren auf einem Apfelschimmel des Wegs daherkommen.

Er war groß von Körper und schön von Gesicht und saß untadelig zu Pferde. Gekleidet war er in einen langen, engen, karmesinroten Rock und einen damaszenischen Burnus von gleicher Farbe, die beide mit Gold und Silber be-stickt waren. Er trug den rechten Arm geschient, und auf der Schiene war eine schöne Dame gebildet; in der Hand hielt er eine mächtige Lanze mit zwei Spitzen. Er trug Schild und Sarras und auf dem Kopf einen tunesischen Turban, der ihn vielfach umwand und als Schmuck und Schutz diente. Und wie der Mohr in diesem Aufzug daherkam und seine Haltung seinen Adel verriet, sang er mit fröhlicher Stimme ein Lied, das er sich selbst in süßer Liebesunrast gedichtet hatte, und das also lautete:

Geboren in Granada,
Erzogen in Cartama,
Verliebet in Coin,
Grenznachbar von Alora.

Und glänzte die Musik nicht durch Kunst, so doch der Mohr vor Zufriedenheit; und das verliebte Herz, das er in der Brust trug, gab all seinen Worten eine freundliche Anmut. Die Knappen freute es gewaltig, ihn endlich zu Gesicht zu bekommen; sie ließen ihn vorüber und stürzten dann auf ihn los.

Der Überfallene fasste sich mit ritterlichem Sinn und wartete, was sie tun würden. Sogleich traten vier von den fünf auf die Seite, und einer griff ihn an. Aber der Mohr verstand mehr von dem Handwerk: mit einem Lanzenstoß warf er ihn und sein Pferd zu Boden. Als dies die übrigen vier sahen, griffen sie ihn zu dritt an, denn er erschien ihnen sehr stark; sodass sie nun gegen den Mohren ihrer drei Christen waren, von denen ein einziger für zehn Mohren genügt hätte, und doch alle zusammen mit diesem einzigen nicht fertig wurden.

Jetzt aber geriet er in große Gefahr, denn seine Lanze zerbrach ihm und die Knappen bedrängten ihn hart. Da tat er, als wolle er fliehen, gab seinem Pferd die Sporen und sprengte auf den Knappen zu, den er zu Boden geworfen hatte. Wie ein Vogel hing er sich aus dem Sattel herunter, ergriff dessen Lanze und bot mit ihr abermals seinen Feinden die Stirn, die ihn verfolgten und nichts anderes dachten, als dass er flöhe. Und mit solcher Gewandtheit kämpfte er, dass in kurzer Zeit von den dreien zwei am Boden lagen. Der letzte, der noch übrig war, sah die Bedrängnis seiner Gefährten, stieß ins Horn und eilte ihnen zu Hilfe. Erbitterter entflammte jetzt der Kampf, denn die Knappen sahen mit Ingrimm, dass ein Ritter ihnen allen widerstand; und dem Mohren ging es um mehr als sein Leben, wie er sich gegen sie verteidigte. In diesem Moment stieß ihm einer der Knappen seine Lanze ins Bein und hätte es ihm völlig durchbohrt, wäre der Streich nicht schräg gegangen. Rasend über die Verwundung, nahm er alle Kraft zusammen und versetzte ihm einen Lanzenstoß, der Roß und Reiter übel zugerichtet auf die Erde warf.

Rodrigo de Narvaez ahnte die Bedrängnis seiner Gefährten. Er bog ein, und da er ein besseres Pferd ritt, war er den andern voraus. Er sah die Tapferkeit des Mohren und erschrak, denn von seinen fünf Knappen lagen ihm vier am Boden, und der fünfte war nicht mehr weit davon. Er rief ihm zu: „Komm an Mohr, gegen mich! Besiegst du mich, stehe ich dir für das übrige“. Ein kühner Kampf begann. Aber der Alkalde war frisch und der Mohr und sein Pferd verwundet. Jener setzte ihm so hart zu, dass er weichen musste. Doch der Mohr, der nicht vergass, dass in diesem einen Waffengang Leben und Lebensfreude für ihn auf dem Spiel stand, versetzte ihm mit der Lanze einen Stoß, der ihn tötete, hätte er ihn nicht mit dem Schild aufgefangen. Während er den Streich parierte, drang er auf den Mohren ein und verwundete ihn am rechten Arm. Im gleichen Augenblick war er hart an ihm, ergriff ihn, zerzte ihn aus dem Sattel und warf ihn zu Boden.

Über ihn geneigt, sprach er: „Ergib dich, Ritter. Tust du es nicht, muss ich dich töten“. — „Töten kannst du mich,“ antwortete der Mohr, „denn ich bin in deiner Gewalt. Besiegen kann mich nur, wer mich einstmals besiegte.“

Der Alkalde hielt sich bei dem Geheimnis nicht auf, mit dem diese Worte gesprochen wurden. Er übte seine gewohnte Ritterlichkeit und half dem Feind sich erheben, da diesen die Wunde am Arm und die am Schenkel, die der Knappe ihm beigebracht hatte, wenn auch beide nicht bedeutend waren, sowie die große Anstrengung und der Sturz ermattet hatten. Er ließ sich von den Knappen das Nötige reichen und verband ihm seine Wunden. Hierauf half er ihm auf das Pferd eines Knappen, da seines verwundet war, und sie kehrten auf die Straße nach Alora zurück.

Während sie auf dieser nun vorwärts zogen und über die Behendigkeit und den Kampfesmut des Mohren redeten, seufzte jener schwer und tief und murmelte ein paar arabische Worte, die niemand verstand. Rodrigo de Narvaez sah seine edle Haltung und Gestalt, dachte an das, was er ihn hatte vollbringen sehen, und es bedünkte ihn, dass so große Traurigkeit in so starker Seele einen andern verborgenen Grund haben müsse. Um diesen zu erfahren, sprach er: „Ritter, bedenkt, dass der Gefangene, der im Gefängnis den Gleichmut verliert, das Recht auf Freiheit aufs Spiel setzt; bedenkt, dass im Kriege uns Rittern bald Sieg zufällt, bald Verlust, wie die Herrscherin Glück es will. Wo ist der Mut, von dem Ihr noch eben so hohe Proben gabt? Schwachherzig scheint Ihr jetzt. Stöhnt Ihr, weil eure Wunden euch schmerzen? Ihr kommt an einen Ort, wo man ihrer wohl pflegen wird. Quält euch die Gefangenschaft? Wer in den Krieg zieht, ist seinen Wechselfällen ausgesetzt. Habt Ihr aber einen andern Kummer, vertraut ihn mir an, und ich verspreche euch bei meiner Ritterlehre, ich werde tun, was in meiner Macht steht, um ihn zu lindern“.

Der Mohr hob den Kopf, den er hatte hängen lassen, und sprach: „Wie nennt Ihr euch, Ritter, der so viel Mitgefühl für mein Leid bezeigt?“ Jener sprach: „Man nennt mich Rodrigo de Narvaez; ich bin der Alkalde von Alora und Antequera“. Des Mohren Gesicht entwölkte sich; er sprach: „Ach, jetzt gewiss, jetzt verlor ich manchen Grund zur Klage. Denn war auch mein Glück mir unhold, es gab mich doch in eure Hände. Und sah ich euch auch nicht früher als heute, so habe ich doch manches von eurer Rittertugend gehört und eure Tapferkeit selbst erfahren. Damit Ihr nicht denkt, ich stöhnte vor Schmerz an meinen Wunden, und auch weil mir scheint, dass jegliches Geheimnis bei euch wohlverwahrt ist, gebietet euren Knappen zurückzubleiben, und ich will zwei Worte zu euch sprechen“. Der Alkalde gebot es, und als sie allein waren, begann der Mohr mit tiefem Seufzer:

„Rodrigo de Narvaez, vielgerühmter Alkalde von Alora, leihe meinen Worten dein Ohr, und urteile, ob die Wechselfälle meines Glücks hinreichen, das Herz eines gefangenen Mannes zu beugen. Mich nennt man Abindarraez den Jungen, zum Unterschied von meinem Onkel, meines Vaters Bruder, der den gleichen Namen trägt. Ich bin einer der Abenzerrajen von Granada, von denen du nicht selten gehört haben wirst. Das Leid dieses Augenblicks ist groß genug für mich auch ohne die Erinnerung an Vergangenes, doch will ich dir auch davon erzählen:

Es gab in Granada ein Geschlecht von Rittern, Abenzerrajen hieß man sie, und sie waren die Blüte des Königreichs. Denn niemand übertraf sie an Anmut

und Liebenswürdigkeit, Gewandtheit und Stärke. Der König und alle Ritter ehrten sie hoch, dem Volk waren sie lieb und wert. Siegreich waren sie in allen Kämpfen und die ersten in allen ritterlichen Spielen. Sie erfanden den festlichen Schmuck und die Trachten, und wohl konnte man sagen, dass sie im Krieg und Frieden das Gesetz des Reiches waren. Geiz, hieß es, und Feigheit und plumpe Gestalt gäbe es nicht bei den Abenzerrajen. Der keiner Dame diene, galt nicht als Abenzerraje; die keinem Abenzerrajen gebot, galt nicht als Dame. Aber das feindliche Glück beschloß, sie aus dieser Höhe zu stürzen; auf welche Art, sollst du jetzt hören.

Verleitet von falschen Berichten, die ihm über sie zugekommen waren, tat der König von Granada zweien dieser Ritter, den beiden edelsten, eine große und ungerechte Schmach an. Darauf, so sagt man, aber ich glaube es nicht, hätten diese zwei und auf ihr Zureden weitere zehn sich verschworen, den König zu ermorden und das Reich unter sich zu teilen, um den Schimpf zu rächen. Diese Verschwörung, sei sie nun wahr oder falsch, wurde aufgedeckt; und der König, weil er das Reich nicht in Aufruhr bringen wollte, das jenen so sehr zugetan war, ließ alle in einer Nacht köpfen. Denn hätte er die Greuelthat verschoben, seine Macht hätte nicht ausgereicht, sie zu vollbringen. Man bot ihm große Lösegelder für ihr Leben; aber er wollte niemanden auch nur anhören. Als man an ihrer Rettung verzweifeln musste, begann aufs neue die Klage um sie. Es weinten die Väter, die sie zeugten, und die Mütter, die sie gebaren; es weinten die Damen, denen sie dienten, und die Ritter, mit denen sie sich umgaben. Und das ganze Volk erhob solch großes und endloses Geschrei, als zöge der Feind in die Stadt ein. Hätte man um den Preis der Tränen ihr Leben erkaufen können, die Abenzerrajen wären nicht so elend umgekommen.

Dies war das Ende eines so erlauchten Geschlechts und so vorbildlicher Ritter, wie ihm angehörten. Bedenke, wie lange das Glück verzieht, ehe es einen Menschen erhebt, und wie rasch es ihn stürzt! Wie lange ein Baum zum Wachsen braucht, und wie schnell er ins Feuer fährt! Wie mühevoll ein Haus erbaut und wie geschwind es verbrannt ist! Ja, mancher kann bittere Lehren aus dem Schicksal dieser Unglücklichen ziehen; denn schuldlos duldeten sie unter allgemeiner Empörung, solche Ritter, so in Gunst beim Könige selbst. Ihre Häuser wurden niedergerissen, ihre Güter verkauft, und ihr Name benannte in Zukunft einen Verräter. Die Folge dieses unseligen Vorfalles war, dass kein Abenzerraje mehr in Granada leben durfte. Nur meinem Vater und einem meiner Oheime wurde es gestattet unter der Bedingung, dass sie alle Söhne, die ihnen geboren würden, außerhalb der Stadt erziehen ließen, damit sie nicht dahin zurückkehrten, und ihre Töchter außer Landes verheirateten.'

Rodrigo de Narvaez spürte die Leidenschaft, mit welcher der Mohr ihm sein Unglück erzählte. So sprach er: „Gewiss, Ritter, eure Geschichte ist seltsam, und groß das Unrecht, das den Abenzerrajen geschah; denn es ist nicht glaubhaft, dass solche Männer Verrat begingen.“ — „Wie ich euch sagte,“ sprach jener. „Hört weiter, und Ihr werdet sehen, wie seitdem wir Abenzerrajen alle das Unglück lernten.“

Ich kam zur Welt aus dem Leib meiner Mutter. Und um das Gebot des Königs zu befolgen, sandte mich mein Vater nach Cartama, zum Alkalden dort, mit dem ihn enge Freundschaft verband. Der hatte eine Tochter etwa von meinem Alter, die er mehr liebte als sich selbst. Denn sie war nicht nur die einzige und sehr schön dazu, sie hatte ihn seine Frau gekostet, die an ihrer Geburt starb. Sie und ich hielten uns in unserer Kindheit für Bruder und Schwester, denn so nannten uns die andern. Ich weiß keine Stunde, die wir nicht zusammen verbrachten. Gemeinsam wurden wir unterrichtet, gemeinsam gingen wir umher, gemeinsam aßen und tranken wir. Daraus entsprang eine natürliche Liebe — und wuchs mit uns.

Ich erinnere mich eines Nachmittags. Ich trat in den Garten, den man den Garten der Jasminen nennt, und fand sie; sie saß an dem Springbrunnen und schmückte ihr liebes Haupt. Ich schaute sie an, und mich besiegte ihre Schönheit. Sie schien mir Salmacis, und ich sprach zu mir: „O, wer war Trocho, dass er es wagte, vor der herrlichen Göttin zu erscheinen?“ — Ich weiß nicht, wie es über mich kam: auf einmal bekümmerte es mich, dass sie meine Schwester war. Da wartete ich nicht mehr und lief zu ihr hin. Und sie, als sie mich sah, sprang mir entgegen mit offenen Armen und zog mich zu sich nieder und sprach: „Bruder, wie hast du mich so lang allein gelassen!“ Ich antwortete: „Liebe Herrin, weil es schon lang ist, dass ich euch suche; keinen fand ich, der mir sagte, wo Ihr wart; bis mein Herz es mir sagte.“

Aber sagt mir, sagt mir jetzt: welche Gewissheit habt Ihr, dass wir Geschwister sind?“ — „Ich?“ sprach sie, „keine andere als die Liebe, die ich dir hege, und dass uns ja alle Geschwister nennen.“ — „Und wären wir es nicht,“ fragte ich sie, „liebtet Ihr mich gleichsehr?“ — Aber sie antwortete mir: „Wären wir es nicht, würde uns doch mein Vater nicht immer allein miteinander umhergehen lassen“. — „O Schwester,“ sagte ich da, „es ist ein Gut, das ich mir lieber rauben als schenken ließe.“ — Ihr schlug eine brennende Röte über ihr schönes Gesicht, und sie sprach: „Was verdürbe es, wenn wir doch Geschwister wären?“ — „Euch verdürbe es und mich,“ antwortete ich. — „Ich verstehe dich nicht,“ sprach sie, „aber ich meine, nur weil wir es sind, müssen wir uns recht herzlich lieben.“

„Ich muss euch lieben, weil Ihr so schön seid, und fällt mir ein, dass Ihr mein Geschwister seid, erstarrt das Herz mir oft.“ So sprach ich und schlug die Augen nieder voll Scham, dass ich ihr dies gesagt hatte. Da sah ich sie im Wasser des Brunnens nicht anders als in Wirklichkeit, so dass ich, wohin ich den Kopf auch wandte, überall ihr Bild fand, das lauterste aber in meinem Herzen. Ich sprach zu mir selbst (und hätte es niemand wollen hören lassen): „Springe ich jetzt in den Brunnen und ertrinke in dem Wasser, aus dem meine Herrin mich ansieht, wahrlich ich sterbe mit schönerem Recht als der verliebte Narziss. Und wenn sie mich liebte wie ich sie, wie wäre ich selig, — und wenn das Schicksal uns gönnte, immer beieinander zu bleiben, wie wäre mein Leben beglückt!“ —

Ich stand auf, ich tauchte die Hände in die Jasminbüsche, die die Quelle umstanden, brach davon, mischte auch Myrthe hinein und flocht einen herrlichen

Kranz daraus. Den setzte ich mir aufs Haupt und wandte mich zu ihr zurück, bekränzt und besiegt. Sie heftete die Augen auf mich, mir schien es mit sanfterem Blick als sonst, nahm ihn mir ab und legte ihn um ihre Stirn, schöner denn Venus, wie sie vor Paris stand. Und als sie ihr Gesicht mir zuwandte und fragte: „Was dünkt euch jetzt von mir, Abindarraez?“ — antwortete ich: „Dass Ihr die Welt besieget und zu ihrer Königin und Herrin gekrönt seid“. — Sie erhob sich und nahm mich bei der Hand, als sie sagte: „Wenn dem so wäre, Bruder, würdest du doch nichts verlieren“. — Ohne zu antworten, folgte ich ihr bis an das Ende des Gartens.

So lebten wir lange von Täuschungen, bis die Liebe Rache nahm und die Vorsicht entlarvte. Denn wie wir heranwachsen, begriffen wir beide, dass wir keine Geschwister waren. Was sie im Anfang fühlte, weiß ich nicht; aber mir geschah nie eine tiefere Genugtuung, so teuer ich sie auch später bezahlte. Von dem Augenblick an, als wir hierüber Gewissheit hatten, trübte sich die reine, gesunde Liebe, die wir für einander empfanden, und verkehrte sich in die schwärende Krankheit, von der nur der Tod uns heilen wird. Hier galt es keine ersten Regungen mehr zu ersticken, denn der Anfang unserer Liebe war Wohlgefallen und Entzücken und stand auf rechtem Grund. Aber dann kam das Leid nicht allmählich, sondern in Schlägen und auf einmal. Schon hing mein Glück an ihrem, und meine Seele war der Widerklang von ihrer. Was ich nicht an ihr sah, war häßlich, überflüssig und nutzlos auf der Welt. All mein Denken war an sie. Schon hatten unsere Spiele sich gewandelt; schon betrachtete ich sie mit verstohlenen Blicken, die sich vor Entdeckung scheuten; schon war ich neidisch auf die Sonne, die sie berührte. Ihre Gegenwart erregte, ihre Abwesenheit lähmte mich. Doch glaube ich, sie blieb nicht in meiner Schuld; denn sie zahlte in gleicher Münze. Aber Fortuna der Neidischen gefiel es, uns unsere Freude zu nehmen. Auf welche Weise, sollst du hören.

Der König von Granada befahl dem Alkalden von Cartama, den er im Amte erhöhen wollte, Cartama alsbald zu verlassen und sich nach Coin zu begeben, jenem Ort, der an euren grenzt. Mich sollte er in Cartama lassen, in der Gewalt des zukünftigen Alkalden. Urteilt Ihr, wenn Ihr jemals liebtet, was wir empfinden mussten, meine Herrin und ich, als wir die zerschmetternde Kunde erhielten. Wir trafen uns an einem geheimen Ort und beweinten unsere Trennung. Ich nannte sie süße Herrin, meine Seele, mein einziges Gut; ich nannte sie mit allen zärtlichen Namen, die die Liebe mich lehrte. Ich fragte sie: „Getrennt von mir, schöne Schönheit, werdet Ihr euch eures Gefangenen noch erinnern?“ — Dann begruben Seufzer und Tränen meine Worte; vergeblich mühte ich mich, weiterzusprechen; ich stammelte noch wenige wirre Sätze, deren ich mich nicht mehr erinnere, denn meine Liebste nahm mein Gedächtnis mit fort. Ach, wer beschreibt ihre Klagen! Mir freilich erschienen sie noch zu gering. Sie sagte mir tausend süße Worte, die mir noch jetzt in den Ohren klingen — bis wir uns endlich, um nicht entdeckt zu werden, unter Tränen und Schluchzen voneinander trennten. Aber als Pfand ließ einer dem andern einen Kuss und einen Seufzer aus tiefster Brust.

Als sie mich in solchem Jammer und zum Sterben betrübt sah, sagte sie:

„Abindarraez, mir erlischt die Seele bei der Trennung von dir. Ich weiß, du fühlst wie ich, darum will ich dein sein bis an den Tod. Dir gehört mein Herz, dir mein Leben, meine Ehre, mein Hab und Gut; zum Zeichen dessen will ich von Coin aus, wohin ich jetzt mit dem Vater ziehe, dir Nachricht zukommen lassen, sobald Abwesenheit oder Krankheit meines Vaters — ach, selbst die ersehne ich fast — mir die Möglichkeit gibt, mit dir zu sprechen. Du kommst dahin, wo ich bin; und was ich als einziges Gut jetzt mit mir nehme, gebe ich dir dort zu eigen, wenn du gelobst, mein Gatte zu sein; denn anders gestattet es deine Ehre nicht und nicht mein Wesen. Was ich sonst bin und habe, ist dein seit vielen Tagen“. Dies Versprechen sänftigte mein Herz. Ich küßte ihr die Hände für die Gunst, die sie mir gewährte.

Sie reisten am andern Tag. Ich blieb wie einer, dem auf der Wanderung durch weglos rauhes Gebirge die Sonne versinkt. Ich litt bitterlich unter ihrer Abwesenheit; und was ich als Linderung ersann, war Gift. Ich sah die Fenster an, an die sie zu treten pflegte, das Wasser, in dem sie badete, das Zimmer, in dem sie schlief, den Garten, in dem sie nachmittags ruhte. Ich durchwanderte alle Orte ihres Tageslaufs und fand nichts als neue Gegenstände meiner Sehnsucht. Freilich blieb mir die Hoffnung, sie würde mich rufen; das hielt mich aufrecht und täuschte mich manchmal über mein Elend fort. Zuweilen aber verschärfte ihr langes Säumen noch meine Pein, und ich sehnte mich nach der Ruhe der endgültigen Verzweiflung. Denn Argwohn treibt uns um, bis er Gewissheit wird, und Hoffnung, bis der Wunsch sich erfüllt.

Nun gefiel es meinem Geschick, dass heute morgen meine Herrin ihr Wort einlöste. Sie schickte mir eine Dienerin, der sie vertraut, und ließ mich rufen; denn ihr Vater ist nach Granada verreist, wohin ihn der König befahl, und kehrt bald zurück. Die gute Nachricht belebte mich neu. Ich rüstete mich und wartete den Anbruch der Nacht ab, um heimlicher auszuziehen. Ich legte das Kleid an, in dem du mich trafst, denn ich wollte meiner Herrin meine Herzensfreude zeigen. Wahrlich, ich dachte, keine hundert Ritter würden genügen, mich zu besiegen, da ich meine Herrin mit mir trug. Und wenn du mich besiegest, besiegte mich nicht deine Kraft, denn das ist unmöglich; sondern mein karges Los und die himmlische Vorsehung kamen überein, mein großes Glück zu hintertreiben.

Nun bin ich am Ende meiner Worte, und nun erwäge du das Glück, das ich verlor, und das Übel, das ich dulde. Ich kam von Cartama nach Coin — und das ist eine kurze Tagesreise, wenn sie dem Wunsch auch viel länger schien — als der glücklichste Abenzerraje, den man je sah. Ich kam von meiner Herrin gerufen, meine Herrin zu sehen, meine Herrin zu genießen, mich meiner Herrin zu vermählen. Nun bin ich verwundet, gefangen, besiegt; und was mich am meisten schmerzt, in dieser Nacht verstreicht die Frist und Gelegenheit meines Glücks. So lass mir, Christ, meine Seufzer als Trost, und halte sie nicht für Schwäche; denn das wäre es vielmehr, besäße ich Gleichgültigkeit genug, diese grausame Drangsal zu ertragen.“

Rodrigo de Narvaez entsetzten und rührten die wunderbaren Schicksale des Mohren. Und da ihn dünkte, dass jenem bei seinem Handel nichts mehr

schaden könne als Aufschub, sagte er: „Abindarraez, du sollst sehen, dass mein ritterlicher Wille mehr vermag als dein böses Geschick. Wenn du mir bei deiner Ritterehre versprichst, binnen drei Tagen in mein Gefängnis zurückzukehren, will ich dir Freiheit geben, deinen Weg fortzusetzen; denn mir täte es leid, dich von einer so guten Unternehmung abzuhalten“. Als der Mohr das hörte, hätte er sich vor Freude ihm am liebsten zu Füßen geworfen. „Rodrigo de Narvaez,“ rief er, „wenn Ihr das tut, vollbringt Ihr die schönste Herzenstat, die je ein Mann vollbrachte, und mir schenkt Ihr das Leben. Und was eure Forderung anlangt, begehrt von mir jede Sicherheit, die Ihr euch ausdenken könnt! Ich halte mein Wort.“ Der Alkalde rief die Knappen herbei und sprach zu ihnen: „Ihr Herren, vertraut mir den Gefangenen an; ich bürgere für sein Lösegeld“. Sie antworteten, er möchte nach seinem Willen verfahren. Darauf nahm er des Mohren Rechte zwischen seine beiden Hände und sagte: „Versprecht Ihr mir bei eurer Ritterschaft, binnen dreier Tage in mein Schloß zu Alora als mein Gefangener zurückzukehren?“ „Ich verspreche es,“ entgegnete er. „So geht mit gutem Glück; und gebraucht Ihr bei eurem Handel meine Person oder sonst irgendetwas, so soll auch das besorgt werden.“ Der Mohr sagte noch, dass er ihm dafür danke, und machte sich schleunig auf den Weg nach Coin.

Rodrigo de Narvaez und seine Knappen kehrten nach Alora zurück und sprachen von der Tapferkeit und guten Art des Mohren. Den Abenzerrajen aber brachte sein Geschwindritt in Kürze vor die Mauern von Coin. Er ging gerade auf die Festung los, wie ihm befohlen war, und stand nicht still, bis er eine Tür gefunden hatte, die es darin gab. Davor machte er Halt, durchspähte das Feld nach etwaigen Störenfrieden, und als er alles sicher befand, klopfte er mit dem Lanzenschaft an; das nämlich war das Zeichen, das ihm die Dueña gegeben hatte. Sogleich öffnete sie selbst ihm und sagte: „Was hat euch aufgehalten, lieber Herr? Euer Säumen stürzte uns in große Verwirrung. Meine Herrin erwartet euch, wie lange schon! Steigt ab und kommt mit zu ihr“. Er stieg ab und führte sein Pferd in ein Versteck, das er dort fand. Lanze, Schild und Sarras ließ er da; die Kammerfrau nahm ihn bei der Hand; und leise, leise, damit die Besatzung des Kastells ihn nicht hörte, stieg er eine Treppe hinauf, bis er vor das Gemach der schönen Jarifa kam — denn dies ist der Name der Dame.

Sie, die ihn hatte kommen hören, flog ihm mit offenen Armen entgegen. Beide umhalsten sich — wortlos vor übergroßer Seligkeit. Bis die Dame sagte: „Was hat euch aufgehalten, lieber Herr? Euer Säumen stürzte mich in Kummer und Angst“. — „Teure Herrin,“ sprach er, „Ihr wisst wohl, es geschah nicht aus Nachlässigkeit, aber die Geschehnisse richten sich nicht immer nach den Wünschen der Menschen.“ Sie nahm ihn bei der Hand und brachte ihn in ein verborgenes Gemach. Dort setzte sie sich auf ein Bett, das drinnen stand, und sagte: „Es war mein Wunsch, Abindarraez, dass Ihr sähet, wie wir Gefangenen der Liebe unser Wort halten. Denn seit dem Tag, da ich es euch gab als Unterpand meines Herzens, habe ich die Gelegenheit gesucht, es euch wieder zu nehmen. Ich entbot euch hierher auf mein Schloß, auf dass Ihr

in meiner Gefangenschaft wäret, wie ich in der euren, und ich euch zu meinem Gatten, das ist zum Herrn meiner Person und der Habe meines Vaters machte; obgleich das, wie ich wohl ahne, sehr gegen seinen Willen ist. Denn da er euren Wert nicht so kennt und euren Edelmut nicht so erfahren hat wie ich, wird er mir wohl einen reicheren Gatten geben wollen. Ich aber halte eure Person und mein Glück für den größten Reichtum der Welt“. Bei diesen Worten senkte sie den Kopf, und eine liebliche Scham erschien an ihr, dass sie sich so entdeckt hatte.

Der Mohr nahm sie in seine Arme und küßte ihre Hände viele Male für die Gunst, die sie ihm erwies. Dann sprach er: „Teure Herrin, als Gegengabe für alles Gute, das Ihr mir darbietet, habe ich nichts, euch zu schenken, was nicht schon euer wäre, als dies Juwel zum Zeichen dessen, dass ich euch als meine Herrin und meine Gattin empfangen“. Sie riefen die Kammerfrau herbei und vermählten sich. Und da sie nun vermählt waren, legten sie sich in ihr Bett, wo die neue Erfahrung das Feuer ihrer Herzen neu entfachte. Bei dieser Erstürmung geschahen viele liebende Taten und Worte — die besser vorgestellt als ausgesprochen werden.

Danach aber kam dem Mohren ein finsterer Gedanke, ergriff Besitz von ihm und ließ ihn tief aufseufzen. Die Dame, die so große Beleidigung ihrer Schönheit und Willfährigkeit nicht dulden wollte, strengte alle Kraft der Liebe an, ihn zur Besinnung zu bringen, und sprach: „Was ist das, Abindarraez? Scheint es doch, als sei meine Freude deine Trauer. Ich höre dich seufzen, du wälzest dich umher. Wenn ich doch dein einziges Gut und Glück bin, wie du betueertest, nach wem seufzest du? Und bin ich es nicht, warum betrogst du mich? Hast du an meinem Leib einen Mangel gefunden, so wende die Augen auf meinen liebenden Sinn; er genügt, um vieles gut zu machen. Dienst du aber einer anderen Dame, so sage mir, wer es ist, damit auch ich ihr diene. Oder hast du einen andern geheimen Schmerz, der mich nicht verletzt, nenne ihn mir, und ich will sterben oder dich davon befreien“.

Den Abenzerrajen wurmte, was er getan hatte. Sich aber jetzt nicht erklären, wäre Anlass zu gerechtem Verdacht gewesen. So sagte er und seufzte heftig: „Liebste, wenn ich euch nicht mehr liebte als mich, brauchte ich nicht zu klagen. Denn den Kummer, der mir das Herz bedrückt, trüge ich mit aufrechtem Sinn, wenn es um mich allein ginge. So aber, da er mich von eurer Seite treibt, habe ich keine Kraft, ihn zu tragen. Seht, Übermaß der Treue ist es und nicht ihr Mangel, der mir Seufzer erpresst. Aber ich will euch nicht länger in ungewissem Bangen lassen und euch alles sagen, was geschah“. Nun erzählte er, wie es zugegangen war, und am Ende sprach er: „— so dass ich, schöne Herrin, euer Gefangener bin und zugleich der des Alkalden von Alora. Mich ängstigt nicht die Mühsal der Gefangenschaft, denn Ihr lehrtet mein Herz dulden; aber ohne euch zu leben, ist für mich der Tod“.

Die Dame antwortete mit heiterer Miene: „Bekümmere dich nicht, Abindarraez! Und das Lösegeld für dich zu beschaffen, lass meine Sache sein; mich erlöst es ja am meisten. Ich sage dies, denn es gibt wohl kaum einen Ritter, der das Versprechen, ins Gefängnis zurückzukehren, nicht dadurch

erfüllt, dass er ein Lösegeld schickt, so hoch wie man es von ihm verlangen kann. Bestimmt denn Ihr die Summe nach bestem Gewissen. Ich habe die Schlüssel zu meines Vaters Schatz, und ich lege sie in eure Hände. Schickt davon, was euch gut scheint. Rodrigo de Narvaez ist ein tapferer Ritter; er gab euch für einmal die Freiheit, Ihr zogt ihn ins Vertrauen unserer Liebe — das verpflichtete ihn, jetzt noch größeren Edelmut zu üben. Gewiss, er begnügt sich damit; denn wenn er euch in seiner Gewalt hat, muss er es ja auch“.

Der Abenzerraje antwortete ihr: „Es liegt am Tag, liebste Herrin, euch hindert eure große Liebe für mich, dass Ihr mir recht ratet. Mir, bei Gott, soll sich der Blick nicht so trüben. Denn band mich mein Wort damals, wie ich euch zu sehen herzog und noch mir allein gehörte, so bindet es mich zweifach jetzt, da ich der eurige bin. Ich kehre zurück nach Alora und gebe mich in die Hände seines Alkalden; und wenn ich getan habe, was ich musste, mag er tun, was ihm gefällt“. — „Das wolle Gott nicht,“ sprach die schöne Jarifa, „dass Ihr gefangen sein solltet und ich frei; denn ich bin es ja nicht. Ich begleite euch auf dieser Fahrt. Da ich euch liebe und meinen Vater fürchten muss, denn ich habe ihn sehr gekränkt, steht mir kein anderer Weg offen.“ — Weinend vor Freude umarmte sie der Mohr und sagte: „Immer größere Gunst erweist Ihr mir, süße Herrin. Geschehe, was Ihr wollt; ich will nichts anderes“.

Da der Entschluss gefasst war, bereiteten sie das Nötige vor. Am nächsten Morgen brachen sie auf, und die Dame trug ihr Gesicht verschleiert, um nicht erkannt zu werden. Als sie so ihres Weges dahinzogen und von diesem und jenem sprachen, holten sie einen alten Mann ein. Die Dame fragte ihn, wohin er ginge. „Nach Alora,“ sprach er, „Geschäfte halber, die ich mit dem Alkalden dort habe. Er ist der ehrenhafteste und edelmütigste Ritter, den ich noch sah.“ — Jarifa freute sich höchlich, das zu hören, denn ihr schien, wenn alle Welt an diesem Ritter so viel Preiswürdiges fand, würden auch sie es finden, die dessen so bedürftig waren. Und abermals zu dem Wanderer gewandt, sprach sie: „Sagt, lieber Mann, kennt Ihr irgendeine Geschichte von diesem Ritter, in der er sich rühmenswert benahm?“ — „Viele,“ sprach er, „aber ich will euch eine erzählen, wonach Ihr euch die übrigen vorstellen könnt:

Der Ritter war zuerst Alcalde von Antequera; und dort hegte er große Liebe zu einer sehr schönen Dame, in deren Dienst er tausend Heldentaten vollbrachte, die weitläufig zu erzählen wären. Die Dame, obgleich sie den Wert des Ritters kannte, liebte ihren Gatten so sehr, dass sie sich wenig um jenen kümmerte. Nun geschah es eines Tages im Sommer nach dem Mittagmahl, dass sie und ihr Gatte in den Garten hinuntergingen, der zu ihrem Hause gehörte, und der Gatte einen Falken auf der Hand trug. Er hetzte ihn auf ein paar Vögel, die entflohen und in einem Dornbusch Schutz suchten. Der Falke, verschlagen wie er war, blieb mit dem Körper draußen, aber streckte die Klaue aus und ergriff und tötete viele von ihnen. Der Ritter kappte ihn und kehrte zu der Dame zurück. „Was scheint euch, Señora,“ sprach er, „von der Verschlagenheit, mit welcher der Falke die Vögel umstellte und tötete? Denn Ihr müsst wissen, nicht anders verfolgt und tötet, wenn er gegen sie kämpft, der Alcalde von Alora die Mohren.“ Sich stellend, als kenne sie ihn

nicht, fragte ihn die Dame, wer das sei. „Der tapferste und edelmütigste Ritter, den ich bis heute sah.“ Und er begann in hohen Tönen von ihm zu sprechen, bis die Dame ein wenig Reue anwandelte und sie zu sich selber sagte: „Wie das? Die Männer sind verliebt in diesen Ritter; und ich nicht in ihn, obgleich er in mich. Wahrlich, mir wäre leicht verziehen, was ich für ihn täte, da mein Gatte selbst mich belehrt, welches Recht er darauf hat“. — Am nächstfolgenden Tag traf es sich, dass der Gatte außerhalb der Stadt war. Die Dame, die es nicht länger aushielt, sandte eine Dienerin, Rodrigo de Narvaez zu rufen. Der wurde fast närrisch vor Glück — und wagte ihm doch kaum zu trauen, wenn er sich der Kühle erinnerte, mit der sie ihn stets behandelt hatte. Aber zur vereinbarten Stunde machte er sich mit großer Vorsicht zu der Dame auf, die an einem heimlichen Ort seiner wartete.

Und jetzt musste sie einsehen, welchen Irrtum sie begangen hatte, und voll Scham erleben, dass sie nun den begehrte, von dem sie all die Zeit her begehrt worden war. Sie dachte wohl auch daran, dass nichts unentdeckt bleibt; sie fürchtete die Unbeständigkeit der Männer und die Kränkung ihres Gatten; und all diese Misslichkeiten dienten doch, wie sie pflegen, zu nichts anderem, als sie noch mehr zu besiegen. Da warf sie alle hinter sich; zärtlich empfing sie ihn und zog ihn in ihr Schlafgemach, wo sie viele süße Worte wechselten. Am Ende sprach sie zu ihm: „Señor Rodrigo de Narvaez, ich bin die eure nun und immer und mit allem, was in meiner Macht steht. Doch dankt dafür nicht mir; denn all eure Leidenschaft, all euer Eifer, war er nun falsch oder wahr, nützte euch nichts bei mir. Dankt meinem Gatten dafür, denn er wusste so viel von euch zu sagen, dass er mich in den Zustand brachte, in dem ich jetzt bin“. — Hierauf erzählte sie ihm, was ihr damals mit ihrem Gatten geschehen war, und schloß: „Wahrlich, Señor, Ihr verdankt meinem Gatten mehr als er euch“.

Diese Worte taten große Wirkung auf Rodrigo de Narvaez. Verwirrt und reuvoll erkannte er, dass er dem Böses tat, der so viel Gutes von ihm gesagt hatte. „Señora, wahrlich,“ sprach er und brach in Eile auf, „ich liebte euch sehr und werde nie aufhören, euch zu lieben; aber da sei Gott vor, dass ich einem Mann, der von mir so liebevoll sprach, solch grausames Leid antue. Vielmehr muss ich von jetzt an zu der Ehre eures Gatten sehen wie zu meiner eigenen. Denn mit nichts anderem kann ich ihm besser vergelten, was er Gutes von mir gesagt hat.“ Und ohne auf Antwort zu warten, wandte er sich und kehrte zurück, von wo er gekommen war. Die Dame hatte sich mit ihrer Enttäuschung abzufinden. Aber Herrschaften wahrlich, der Ritter will mich dünken, bewies viel Edelmut und Selbstzucht, denn er besiegte seinen eigenen Willen.“

Der Abenzerraje und seine Dame ergötzen sich an der erstaunlichen Geschichte. Der Mohr lobte den Ritter sehr und sprach, er habe nie größeren Edelmut an einem Manne gesehen. Jarifa antwortete ihm: „Lieber, bei Gott, ich wünsche mir keinen so edlen Ritter. Schlecht verliebt muss er gewesen sein, dass er sich so geschwind davon machte und die Ehre des Mannes ihn mehr kümmerte als die Schönheit der Frau“. Und sie erging sich hierüber noch in manchen anmutigen und mutwilligen Worten.

Schließlich gelangten sie vor die Festung und klopfen ans Tor. Die Wachen öffneten, die schon von dem Vorgefallenen vernommen hatten. Ein Mann lief, den Alkalden herbeizurufen und sprach: „Herr, im Schloß ist der Mohr, den Ihr besiegtet, und führt eine edle Dame mit sich“. Dem Alkalden sagte sein Herz, was geschehen sein mochte; er stieg hinunter. Der Abenzerraje nahm seine Dame bei der Hand, ging ihm entgegen und sprach: „Rodrigo de Narvaez, gestehe, dass ich dir mein Wort gut gehalten habe, denn ich versprach dir einen Gefangenen und bringe dir zwei; und der eine genügt, um viele andere zu besiegen. Sieh hier meine Herrin! Urteile jetzt: litt ich aus guten Gründen? Empfange uns, wir sind dein. Meine Herrin lege ich und meine Ehre dir in die Hände“.

Rodrigo de Narvaez freute sich sehr, sie zu sehen; er sprach zur Dame: „Ich weiß nicht, wer von euch beiden dem andern mehr verdankt; aber ich verdanke euch beiden viel. Tretet ein und ruht aus in diesem eurem Haus. Haltet es von jetzt an für eures, denn euer ist sein Herr.“ Und damit begaben sie sich zu einem Gemach, das für sie bereitet war, und speisten bald, denn sie waren ermüdet von der Reise. Und der Alcalde fragte den Abenzerrajen: „Señor, wie steht es mit euren Wunden?“ — „Fast fürchte ich, Señor, dass sie sich auf der Reise entzündeten — sie schmerzen ein wenig.“ — „Was ist das, lieber Herr?“ sprach die schöne Jarifa voller Besorgnis. „Ihr habt Wunden, und ich weiß nichts davon!“ — „Wer von euren genas, Señora, achtet andere gering. Jedoch es ist wahr, das Scharmützel dieser Nacht trug mir zwei kleine Wunden ein. Der Ritt und mangelnde Schonung mögen mir geschadet haben.“ — „Es wird gut sein,“ sprach der Alcalde, „wenn Ihr euch niederlegt; und der Wundarzt soll kommen, der hier im Schloß lebt.“ In großer Aufregung entkleidete die schöne Jarifa ihn sogleich; der Meister kam, sah ihn an und sagte, es sei nicht von Bedeutung, und stillte den Schmerz mit einer Salbe, die er aufstrich. Nach drei Tagen war er gesund.

Dann geschah es eines Tages nach dem Mittagmahl, dass der Abenzerraje folgende Worte sprach: „Rodrigo de Narvaez, du bist klug genug, um aus der Art unserer Ankunft hier alles zu begreifen. Ich hege die Hoffnung, dass deine Hände den wirren Knoten unserer Angelegenheiten aufknüpfen werden. Diese Dame ist die schöne Jarifa, von der ich dir sagte, sie sei meine Herrin und Gattin. In Coin wollte sie nicht bleiben. Sie fürchtete, ihren Vater gekränkt zu haben, und fürchtet es noch. Ich weiß, der König liebt dich wegen deines Edelmut, obgleich du ein Christ bist. Ich flehe dich an, vermöge du ihn, dass er von ihrem Vater Verzeihung für uns verlangt; denn wir handelten ohne sein Wissen, weil das Schicksal mit uns diesen Weg einschlug“. Der Alcalde sprach zu ihnen: „Tröstet euch. Ich verspreche, in eurer Sache zu tun, was ich kann,“ und nahm Tinte und Papier und schrieb einen Brief an den König; der lautete so:

„Brief des Rodrigo de Narvaez, Alkalden von Alora, für den König von Granada.

Hoherhabener und hochmächtiger König von Granada!

Rodrigo de Narvaez, Alcalde von Alora, küßt Deine königlichen Hände und spricht so: Der Abenzerraje Abindarraez der Junge, der in

Granada geboren wurde und in Cartama aufwuchs in der Zucht des dortigen Alkalden, liebte die schöne Jarifa, dessen Tochter. Du beriefst später, ihm eine Gnade zu erweisen, den Alkalden nach Coin. Die beiden Liebenden, um sicher zu sein, verlobten sich einander. Als der Vater abwesend war — er ist jetzt bei dir — rief sie ihn herbei. Er zog zu ihrer Festung; ich traf ihn unterwegs; in einem Scharmützel, das ich mit ihm hatte und in dem er sich sehr tapfer hielt, machte ich ihn zu meinem Gefangenen; und als er mir sein Schicksal erzählte, rührte es mich, und ich ließ ihn frei auf zwei Tage. Er ging und machte sie zu seiner Gattin, so dass er an einem Tage die Freiheit verlor und die Freundin gewann. Als sie den Abenzerrajen in mein Gefängnis zurückkehren sah, kam sie mit ihm, und so sind nun beide in meiner Gewalt. Ich bitte Dich, lass Dich den Namen Abenzerraje nicht kränken; ich weiß, er und sein Vater waren schuldlos an der Verschwörung gegen Deine königliche Person; zum Zeichen dessen leben sie. Ich bitte Deine königliche Hoheit, dass wir die Heilung der beiden Betrübten unter uns verteilen: Ich erlasse ihnen das Lösegeld und befreie sie aus Gnade; Du aber bewirkst, dass ihr Vater ihnen vergibt und sie wieder in seine Liebe aufnimmt. Und damit bewährt sich Deine Größe und tut, was ich immer von ihr erwartete“.

Als der Brief geschrieben war, fertigte er einen Knappen damit ab, der, vorgelassen, ihn dem König übergab. Als der König erfuhr, von wem er war, freute er sich sehr, denn diesen einzigen Christen liebte er wegen seines Edelmutts und seines ritterlichen Benehmens. Kaum hatte er ihn gelesen, wandte er das Gesicht zu dem Alkalden von Coin, der gerade anwesend war, nahm ihn beiseite und sprach: „Lies diesen Brief, er ist von dem Alkalden von Alora“. — Er las ihn und geriet in heftige Erregung. Der König sagte zu ihm: „Lass deinen Zorn, so berechtigt er ist. Wisse, der Alkalde von Alora erbittet nichts von mir, was ich nicht täte. Also befehle ich dir, begib dich sogleich nach Alora, besprich dich mit ihm, verzeihe deinen Kindern und nimm sie mit in dein Haus. Ihnen und dir werde ich als Lohn für diesen Dienst immer gnädig sein“.

Den Mohren wurmte es im Herzen. Da er aber sah, dass des Königs Gebot nicht zu umgehen war, fasste er sich und sagte, er würde tun, wie seine Hoheit befehle. Und sogleich brach er nach Alora auf, wo man bereits von dem Knappen alles Vorgefallene erfahren hatte, und wurde von allen mit Freude und Jubel empfangen.

Der Abenzerraje und seine Tochter traten tief beschämt vor ihn und küßten ihm die Hände. Er empfing sie gütig und sagte: „Wir wollen nicht vom Vergangenen sprechen. Ich verzeihe euch, dass Ihr euch ohne meine Einwilligung vermähltet; denn im übrigen, Tochter, wähltet Ihr einen besseren Gatten, als ich ihn euch hätte zuführen können“.

Der Alkalde gab viele Tage lang Feste zu ihren Ehren. Und eines Abends, sie hatten eben in einem Garten zu Nacht gespeist, sprach er zu ihnen: „Ich half an meinem Teil mit, diese Dinge zu gutem Ende zu bringen; das freut mich sehr; nichts könnte mich mehr befriedigen. Und darum sage ich euch, dass ich allein die Ehre, euch in meinem Gefängnis gehabt zu haben, als Lösegeld für euch Gefangene begehre. Von heute an, Señor Abindarraez, gebe ich

euch frei, mit euch zu tun, was euch beliebt“. Sie küßten ihm die Hände für die Gnade und Güte, die er ihnen antat, und brachen am Morgen des andern Tages aus der Festung auf, von dem Alkalden ein Stück des Weges begleitet.

Als sie nun in Coin waren und sicher das Glück genossen, nach dem sie sich so gesehnt hatten, sprach der Vater: „Meine Kinder, jetzt da Ihr nach meinem Willen Herren meiner Güter seid, ist es recht und billig, dass Ihr Rodrigo de Narvaez den Dank zeigt, den Ihr ihm für das gute Werk schuldet, das er an euch tat. Denn darum, dass er mit euch so ritterlich verfuhr, darf er nicht um sein Lösegeld kommen; eher verdient er ein größeres. Ich will euch sechstausend Dublonen geben; sendet sie ihm und haltet ihn fortab für euren Freund, ungeachtet der Verschiedenheit eures Glaubens“. Abindarraez küßte ihm die Hand. Er nahm das Gold, sandte es samt vier prächtigen Pferden und vier Lanzen mit goldenen Spitzen und Beschlägen und vier Schilden dem Alkalden von Alora und schrieb ihm so:

Brief des Abenzerrajen Abindarraez an den Alkalden von Alora.

„Wenn Du glaubst, Rodrigo de Narvaez, Du hättest mich frei gelassen, als Du mir auf Deinem Schloß die Freiheit gabst, mich in meines zu begeben, irrst Du; denn als Du meinen Leib befreitest, nahmst Du mein Herz gefangen. Gute Werke sind die Gefängnisse edler Herzen. Deine Gepflogenheit ist es, um Ehre und Ruhm denen Gutes zu tun, die Du vernichten könntest. Ich aber, um mich meiner Abkunft wert zu erweisen und das edle Blut der Abenzerrajen nicht zu verleugnen, sondern zu sammeln und in meinen Adern zu beherbergen, was davon vergossen wurde, bin verpflichtet, Dir dafür dankbar und dienstbereit zu sein. Du empfängst in diesem kargen Geschenk den guten Willen des Gebers, der sehr groß ist; und ihn geleitet der meiner Jarifa, so hell und treu, dass es mir zur Freude gereicht.“

Der Alkalde wusste den Wert und die Seltenheit des Geschenkes wohl zu schätzen. Er behielt davon die Pferde, Lanzen und Schilde und schrieb so an Jarifa:

Brief des Alkalden von Alora an die schöne Jarifa.

„Schöne Jarifa! Es gefiel Abindarraez nicht, mich den wahren Triumph seiner Gefangenschaft genießen zu lassen; er besteht im Verzeihen und Gutes tun. Mir bot sich dazu auf dieser Welt noch keine großartigere Gelegenheit, keine würdiger eines spanischen Anführers; ich wollte daraus eine Statue meißeln für meine spätesten Nachfahren. — Ich nehme die Pferde an und die Waffen, um ihn damit gegen seine Feinde zu schützen. Er war, als er mir das Gold sandte, ein freigebiger Ritter; ich wäre, nähme ich es, ein habgieriger Händler. Bedient Ihr euch des Goldes als Gegengabe für die große Gunst, die Ihr mir erweist, als Ihr euch meiner in meinem Schloße bedientet. — Auch pflege ich, schöne Herrin, Damen nicht zu rauben, sondern zu ehren und ihnen zu dienen.“

Und hiermit sandte er ihnen die Dublonen zurück. — Jarifa empfing sie und sprach: „Falsch denkt, wer denkt, er könne Rodrigo de Narvaez in Waffen und Sitten besiegen“.

So waren sie einer mit dem andern zufrieden und beglückt, und enge Freundschaft verband sie, die ihr Leben lang dauerte.

Übersetzt von HELENE WEYL